

Indologie

## Literatur ohne Schrift? Der Sonderfall Indien

Abb. 1: Ein Priester rezitiert beim vedischen Feueropfer.

Eine jahrtausendealte Kultur blieb lange ohne Schrift: Die ältesten Zeugnisse einheimischer indischer Schriften stammen aus dem 3. Jahrhundert v. Christus. Wie gelang es den Menschen, viel ältere Werke der Literatur oder auch die komplexe Grammatik der vedischen Sprache bis dahin ohne das Hilfsmittel Schrift zu überliefern?

EINE LITERATUR ohne Schrift, das klingt verdächtig nach einer *contradictio in adiecto*, denn mindestens im engeren Sinne ist der Literaturbegriff an schriftliche Zeugnisse gebunden: In der Literatur steckt der Buchstabe, nicht der Laut. Eine Literatur ohne Schrift, kann es das überhaupt geben? Nein, so möchte man die Frage intuitiv beantworten, zumindest dann nicht, wenn Umfang und Komplexität eine wichtige Rolle spielen und wenn es von größter Bedeutung ist, den bestehenden Wortlaut unverändert zu bewahren. Natürlich gibt es auch schriftlose Kulturen, die umfangreiche Werke geschaffen haben. Gewöhnlich gehören die Überlieferungen dann aber Genres an, etwa der Heldenepik, in denen der präzise Wortlaut eine weniger wichtige Rolle spielt. Im Vortrag eines Bardens ist Varianz nicht die Ausnahme, sondern die Regel, und der Umfang des Vortrags kann ebenso wie der Wortlaut den jeweiligen Umständen angepasst werden.

VON JENS-UWE HARTMANN

### Der Rgveda – wohl das älteste literarische Werk Indiens

Bei der Rekonstruktion der Kulturen des alten Indien stellt die Chronologie eines der ganz großen Probleme dar. Das erste feststehende Datum der indischen Geschichte liefert uns der Alexanderzug in den Jahren 327/326 v. Chr. (Abb. 2); alles davor beruht auf mehr oder minder scharfsinnigen Spekulationen und kann nur noch zu einer relativen Chronologie führen, nicht mehr jedoch zu absoluten Daten. Wenn unsere heutigen Vorstellungen zutreffen, dann beginnt die indische Literaturgeschichte bereits in der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. Das aller Wahrscheinlichkeit nach älteste indische Werk



Abb. 2: Alexanders Feldzüge im Osten, die ihn bis nach Nordwestindien führen.

ist der R̥gveda, entstanden wohl zwischen 1500 und 1200 v. Chr. Dieses Werk ist eine Sammlung von Liedern, überwiegend Hymnen an die diversen Götter des altindischen Pantheons. Insgesamt enthält es die nicht gerade geringe Zahl von 1.028 solcher Hymnen, wobei die einzelnen Hymnen zwischen einer und 58 Strophen umfassen; zusammen sind das rund 10.600 Strophen. Das ist kein kurzes Werk.

### Erste schriftliche Zeugnisse

Die ältesten Zeugnisse einheimischer indischer Schriften stammen allerdings erst aus der Mitte des 3. vorchristlichen Jahrhunderts; dabei handelt es sich um Herrscherinschriften auf Stein (Abb. 3), und vieles, um nicht zu sagen alles, deutet darauf hin, dass die Schrift erst zu diesem Zeitpunkt geschaffen worden ist. Wahrscheinlich war dieses Hilfsmittel unverzichtbar geworden, um die Verwaltung des ersten Großreichs auf indischem Boden organisieren zu können. Bekannt war das Phänomen Schrift natürlich schon viel länger. Der Alexanderzug hatte griechische Kultur bis an den Hindukusch und in den äußersten Nordwesten des Subkontinents exportiert, darunter auch die griechische Schrift. Davor hatten die Kontakte mit dem Achämenidenreich bereits zur Kenntnis der aramäischen Schrift geführt. Letztere diente auch als Vorlage für die Kharoṣṭhī, eine der beiden einheimischen indischen Schriften, die im 3. Jahrhundert v. Chr. geschaffen wurde. Wie das Aramäische wurde die Kharoṣṭhī von rechts

nach links geschrieben (Abb. 4). Diese Schrift wurde einige Zeit in der Region verwendet, die heute Afghanistan, Pakistan und Nordwestindien umfasst, aber schon im 3. Jahrhundert n. Chr. kam sie außer Gebrauch, verschwand völlig und musste im 19. Jahrhundert von westlichen Gelehrten mühsam wieder entziffert werden.

In einer viel diskutierten Stelle erwähnt Megasthenes am Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. in seinem leider nur in Auszügen erhaltenen Indienbericht, dass die Inder keine Schrift besäßen. Megasthenes war vom Seleukiden-Herrscher Seleukos Nikator nach Pataliputra (die heutige Großstadt Patna am Ganges) geschickt worden. Dort hielt er sich am Hof von Candragupta Maurya auf, dem Begründer des Reiches, und man möchte doch annehmen, dass er als Augenzeuge und als Mitglied einer Schriftkultur gerade hier Glaubwürdiges berichtet. Jedenfalls gibt es derzeit keine Indizien, die darauf hindeuten könnten, dass die Kharoṣṭhī oder die Brāhmī, die zweite einheimische Schrift, vor dem 3. Jahrhundert v. Chr. geschaffen sein könnten. Umgekehrt zur Kharoṣṭhī wird die Brāhmī von links nach rechts geschrieben (Abb. 5). Sie setzt sich durch und wird gewissermaßen zur „Mutter“ aller indischen Schriften, und nicht nur von diesen: Als wichtiger Kulturexport wird sie zur Verschriftlichung vieler südostasiatischer Sprachen benutzt, darunter Birmanisch, Khmer, Laotisch und Thai, ebenso aber auch für das Singhalesische, und sogar die tibetische Schrift lässt das indische Vorbild immer noch deutlich erkennen.

Abb. 3: Brāhmī-Inschrift auf einer Säule des Königs Aśoka in Lumbini, die um 250 v. Chr. eine Pilgerreise an den Geburtsort des Buddha dokumentiert.



Einheimische Schriften also erst im 3. Jahrhundert: Das ist der Moment, noch einmal zum R̥gveda zurückzukehren. Wenn unsere Vorstellung von der Entstehung dieses Werkes gegen Ende des 2. Jahrtausends v. Chr. zutrifft, dann muss es mindestens 1.000 Jahre lang mündlich überliefert worden sein. Ist das vorstellbar? Um die Sachlage aber gleich zu verschärfen: Fast noch unglaublicher ist dabei, dass der Sprachstand um 1200 v. Chr. aus religiösen Gründen sozusagen eingefroren werden musste. Die Götterhymnen spielten eine wichtige Rolle im Ritual, und dafür war der korrekte Wortlaut von zentraler Bedeutung. Rituale konnten nur funktio-



gewisse Rolle. Für die mündliche Überlieferung eines solchen Werkes wurden spezifische Mnemotechniken entwickelt. Auch sie haben bis in die Gegenwart hinein überlebt, und daher kann man sich ein Bild davon machen, wie das früher funktioniert haben dürfte. Bereits im Kindesalter muss mit dem Auswendiglernen begonnen werden, und die Texte werden rein mechanisch memoriert; das Kind versteht zunächst also nicht, was es sich einprägt. Die Lernphase dauert jahrelang: Ein Heidelberger Kollege hat gezeigt, dass sich ein vollständiges Veda-Studium über mehr als acht Jahre hinzieht, wobei jeden Tag zehn bis zwölf Stunden lang gelernt wird. Das entspricht gewiss nicht unserer heutigen Vorstellung von einer erfüllten Kindheit, aber es zeigt, dass eine fehlerfreie mündliche Weitergabe grundsätzlich machbar zu sein scheint. Außerdem erklärt es, warum Gedächtniskraft bis heute eine außerordentliche Wertschätzung in Indien genießt, während Buchwissen traditionell als minderwertig gesehen wurde. *Pustakasthā tu yā vidyā parahastagatam dhanam*, so heißt es in einem Sanskrit-Vers: „Das in einem Buch befindliche Wissen ist wie

Abb. 4: Teil einer Birkenrindenschrift mit einer buddhistischen Lehre, geschrieben in Kharosthi-Schrift, 1.–2. Jahrhundert n. Chr., Pakistan (Bajaur Collection).

nieren, wenn sie fehlerfrei durchgeführt wurden, und aus wortmagischen Gründen gehörte dazu ein fehlerfreier Wortlaut der rezitierten Texte. Nicht zufällig erinnert das an einen Zauberspruch: Man muss ihn nicht verstehen, damit er funktioniert, aber man muss ihn korrekt aufsagen können. Bezeichnenderweise nehmen wir an, dass uns die Hymnen sprachlich korrekt vorliegen, obschon die Fachgelehrten über den Inhalt an vielen Stellen rätseln. Jedenfalls musste der Wortlaut der Hymnen unbedingt in unveränderter Form weitergegeben werden, obwohl sich die gesprochene Sprache immer weiter davon entfernte.

**Mündliche Überlieferung durch Gedächtnistraining**

Es klingt unglaublich, dass eine solche Überlieferung funktionieren kann. Da kommt uns aber zur Hilfe, dass Indien, anders als etwa der Vordere Orient, in den letzten 3.500 Jahren keinen völligen kulturellen Bruch erlebt hat. Der Rgveda spielt daher immer noch eine

Geld in der Hand eines anderen.“ Diesem Zitat ließen sich viele ähnliche zur Seite stellen, die unter anderem zeigen, dass Aufschreiben sogar mit Textverderbnis gleichgesetzt wurde.

**Blick nach Westen: der Theuth-Mythos**

Wir sind gewohnt, in der Teilhabe an der Alphabetisierung schon vor der Neuzeit eine deutliche soziale Differenzmarkierung zu sehen. Lesefähigkeit verschafft Zugang, und nicht nur zu Büchern; Alphabetismus bedeutet in unserer Gesellschaft eine extreme Behinderung. Dieser kulturelle und soziale Hintergrund prägt auch unseren Blick auf die unterschiedliche Bewertung von mündlicher und schriftlicher Überlieferung.

Dennoch bewahrt auch die westliche Kultur andere Perspektiven, wie ein Blick in Platons Phaidros zeigt. Dort erscheint der Theuth-Mythos, und der verdient es, hier vorgeführt zu werden.

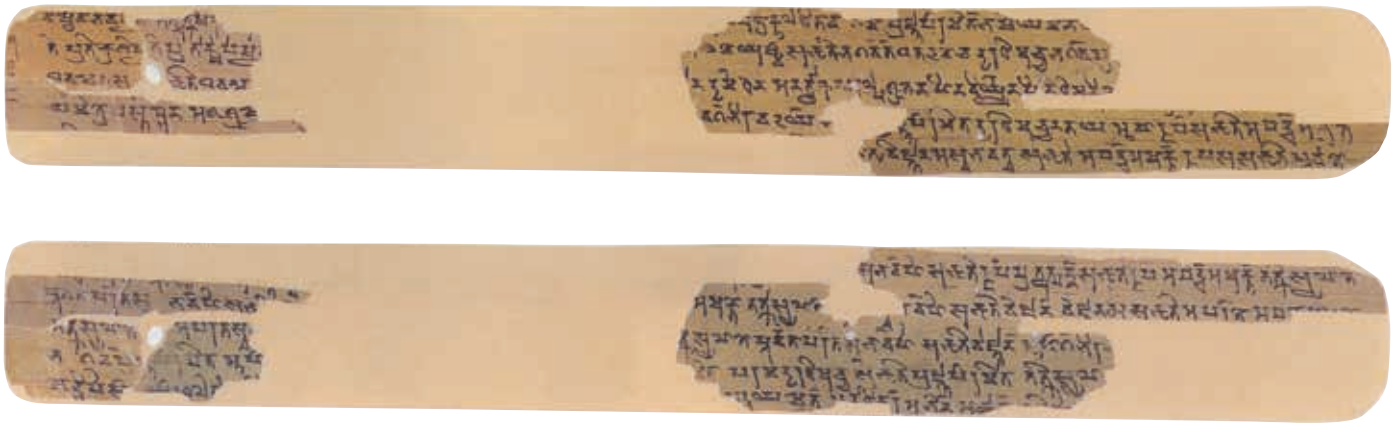


Abb. 5: Fragmente aus einem Palmbblatt-Manuskript in Brähmi-Schrift, 2.–3. Jahrhundert n. Chr., Bamiyan (Schøyen Collection).

Sokrates spricht, die Situation spielt in Ägypten (in der Übersetzung von Friedrich Schleiermacher): „Ich habe also gehört, zu Naukratis in Ägypten sei einer von den dortigen alten Göttern gewesen, dem auch der Vogel, welcher Ibis heißt, geheiligt war, er selbst aber, der Gott, habe Theuth geheißt. Dieser habe zuerst Zahl und Rechnung erfunden, dann die Meßkunst und die Sternkunde, ferner das Brett- und Würfelspiel, und so auch die Buchstaben. Als König von ganz Ägypten habe damals Thamus geherrscht ... Zu dem sei Theuth gegangen, habe ihm seine Künste gewiesen, und begehrt, sie möchten den anderen Ägyptern mitgeteilt werden. Jener fragte, was doch eine jede für Nutzen gewähre, und je nachdem ihm, was Theuth darüber vorbrachte, richtig oder unrichtig dünkte, tadelte er oder lobte. Vieles nun soll Thamus dem Theuth über jede Kunst dafür und dawider gesagt haben, was weitläufig wäre alles anzuführen. Als er aber an die Buchstaben gekommen, habe Theuth gesagt: „Diese Kunst, o König, wird die Ägypter weiser machen und gedächtnisreicher, denn als ein Mittel für den Verstand und das Gedächtnis ist sie erfunden.“ Jener aber habe erwidert: „O kunstreichster Theuth, einer versteht, was zu den Künsten gehört, ans Licht zu gebären; ein anderer zu beurteilen, wieviel Schaden und Vorteil sie denen bringen, die sie gebrauchen werden. So hast auch du jetzt als Vater der Buchstaben aus Liebe das Gegenteil dessen gesagt, was sie bewirken. Denn diese Erfindung wird der Lernenden Seelen vielmehr Vergessenheit einflößen aus Vernachlässigung des Gedächtnisses, weil sie im Vertrauen auf die Schrift sich nur von außen vermittelt fremder Zeichen, nicht aber innerlich sich selbst und unmittelbar erinnern werden. Nicht also für das Gedächtnis, sondern nur für die Erinnerung hast du ein Mittel erfunden. Und von der Weisheit bringst du deinen Lehrlingen nur den Schein bei, nicht die Sache selbst. Denn indem sie nun vieles gehört haben ohne Unterricht, werden sie sich auch vielwissend zu sein dünken, obwohl sie doch unwissend größtenteils sind, und schwer zu behandeln, nachdem sie dünkeltweise geworden sind statt weise.“

### Tradierung komplexer Grammatik ohne Schrift

Obwohl da gewiss kein Zusammenhang besteht: Treffender könnte man auch die Einschätzung der alten Inder nicht beschreiben. Und war schon der Rgveda komplex, so wird dessen Komplexität von späteren Werken mühelos noch übertroffen. Der absolute Höhepunkt an Komplexität und Abstraktion wird wohl in der grammatischen Literatur erreicht. Eine Beschreibung von Phonetik und Morphologie der vedischen Sprache wurde notwendig, um den Zugang zu allen in dieser Sprachform verfassten Werken offen zu halten. Das war die Geburtsstunde der Grammatik im alten Indien. Um die Beschreibung so ökonomisch wie möglich zu gestalten, wurden über Jahrhunderte hinweg metasprachliche Formeln entwickelt. Sie erlaubten schließlich dem berühmten Pāṇini, den Lautstand und die Morphologie des Sanskrit mit knapp 4.000 völlig abstrakten Regeln zu beschreiben, die man nur versteht, wenn man die Metasprache kennt. Nach unserer heutigen Vorstellung hat er sein Werk im 4. Jahrhundert v. Chr. verfasst, also immer noch mindestens Jahrzehnte vor dem Beginn der Schrift. Ist es vorstellbar, dass man so ein System entwickeln kann, ohne das Hilfsmittel Schrift zur Verfügung zu haben? Und falls man es immerhin für möglich hält, dass irgendein abgehobenes Genie ein solches System rein gedanklich zu entwickeln vermag, kann man dann auch noch glauben, dass dieses System mündlich weitergegeben wird, ohne spätestens in der zweiten oder dritten Generation völlig entstellt zu werden? Diese Fragen irritieren westliche Wissenschaftler bis heute, und sie werden immer wieder diskutiert. Dennoch lässt die Quellenlage derzeit aber kaum einen anderen Schluss zu als den, dass man in Indien erstaunlicherweise ein solches Abstraktionsniveau zu erreichen vermochte, ohne dafür vorher die Schrift erfinden zu müssen, und dass man dann auch noch in der Lage war, extrem komplizierte Texte ausschließlich mündlich weiterzugeben, ohne ihren Inhalt schon nach wenigen Generationen völlig zu verstümmeln. ■

### DER AUTOR

Prof. Dr. Jens-Uwe Hartmann ist Inhaber des Lehrstuhls für Indologie an der LMU München. Seine Forschungsschwerpunkte sind u. a. die buddhistischen Sanskrit-Handschriften aus Zentralasien und Afghanistan und die kanonische Literatur des Buddhismus. Er ist Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, stellvertretender Vorsitzender ihrer Kommission für zentral- und ostasiatische Studien und leitet u. a. das Langfristvorhaben „Buddhistische Handschriften aus Gandhāra: religiöse Literatur an der Schnittstelle von Indien, Zentralasien und China“, das im Akademienprogramm von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften betreut wird und an der LMU München angesiedelt ist.